

und die Einsichten, die Peterson in den entsprechenden Veröffentlichungen zur Sprache gebracht hat. Dabei weist erkehrversartig darauf hin, daß es Peterson darum zu tun sei, einem „Pathos der Distanz“ – zwischen Mensch und Gott – zu folgen. Dem Verf. ist dieses „Pathos der Distanz“ aufgefallen, als er Petersons Beiträge zur Mystikdiskussion der 20er Jahre untersuchte. Er entwickelte damals ein sich an den (neu-)platonischen Traditionen sowohl orientierendes als auch sich von ihnen absetzendes Mystikverständnis, das vor allem dadurch gekennzeichnet war, daß es nicht mit der Erfahrung einer Verschmelzung von Weltlichem und Göttlichem, von Vorletztem und Letztem rechnete. Der Verf. sieht nun in der Betonung der Distanz den interpretatorischen Schlüssel für Petersons Denken, das sich vorwiegend auf den genannten Themenfeldern entfaltet hat. Wenn er von der „theologischen Physiognomie“ Erik Petersons spricht, hat er insbesondere dieses „Pathos der Distanz“ im Sinn.

In einem letzten, dem V. Kap., bietet der Verf. schließlich noch einmal eine Zusammenfassung und Zusammenschau seiner Überlegungen und ergänzt sie um die eine oder andere, bisweilen auch kritische Zusatzbemerkung. Dabei überläßt er sich hier und da einem eigenartigen Schwanken zwischen Zustimmung und Zurückweisung, wobei die Maßstäbe, die er anlegt, nicht unstrittig sind. Hier denkt der Rez. beispielsweise an des Verf.s Aussagen zu Petersons Auffassungen zum Thema „Jesus und die Kirche“. Aber auch andere Beispiele könnten herangezogen werden.

Ist das Motiv „Pathos der Distanz“ für Petersons Denken so erhellend, wie der Verf. es voraussetzt und durch das ganze Buch hin behauptet? Es soll nicht geleugnet werden, daß es erhellende Kraft hat. Aber dadurch, daß es so stark und allein herausgestellt wird, wird der Blick davon abgelenkt, daß es möglicherweise noch andere Verständnisschlüssel zu Petersons Denken gibt, und diese anderen könnten möglicherweise treffender sein. Der Rez. würde angesichts der Frage, was er hier meine, vermutlich antworten: Das Zentralmotiv von Petersons Theologie lautet „der Anbruch der Zeit der Kirche aufgrund der Erhöhung Christi zur Rechten des Vaters“ – oder etwas ähnliches. In der Tat ist der Zusammenhang zwischen Ekklesiologie und Eschatologie, der sich dann in alle anderen Bereiche der Theologie hinein auswirkt, das Zentrum von Erik Petersons Denken.

Wer sich Erik Petersons Werk annähern möchte, wird gut daran tun, auch nach dieser Arbeit zu greifen. Sie lenkt den Blick auf berechtigte Fragen, mit denen man sich den Zugang zu dem ja noch recht unerschlossenen Werk Erik Petersons bahnen kann.

W. LÖSER S. J.

GUARDINI, ROMANO, *Dantes Göttliche Komödie*. Ihre philosophischen und religiösen Grundgedanken (Vorlesungen). Aus dem Nachlaß herausgegeben von *Hans Mercker* unter Mitarbeit von *Martin Marshall*. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag, Paderborn: Ferdinand Schöningh 1998. XLI/497 S., ISBN 3-7867-2129-7.

Ein würdiger Abschluß der Werk-Ausgabe, auch wenn es sich nicht um eine Arbeit „aus einem Guß“ handelt. Die vorangestellten Erläuterungen zur Edition unterrichten über Guardinis lebenslange Beschäftigung mit Dante, seine Publikationen von 1931 (Hochland) bis 1960 (Festschriftbeitrag) sowie den Bestand an Typo- und Manuskripten. Textgrundlage ist ein korrigierter Durchschlag der „3. Redaktionsstufe“ (1951 oder später) einer Frühfassung von 1939, bereichert durch drei Zusatztexte: eine gegliederte Stoffsammlung für den sechsten Teil, das Typoskript der Vorlesung vom 15. Juli 1946 (über die Aufstiegsbewegungen) sowie eine Einzelvorlesung, die wohl in den Anfang eines Turnus gehört, mit Nennung von Ausgaben und Literatur samt Vorüberlegungen zum Werk und den Motiven der Beschäftigung damit.

Nach der Einführung zu Leben und Werk, besonders der Persönlichkeit Dantes (Leidenschaft und Zartheit, Selbstbewußtsein und Demut, Frömmigkeit – mit längeren Ausführungen zu nordischer Innerlichkeit und südländischer Öffentlichkeit) gilt Teil I dem Charakter der Komödie. Ihre Grundbestimmungen sind Wanderung und Vision, beides existentiell. Teil II gilt ihrer Welthaftigkeit; nach Skizzen zum Weltstoff und Dantes Subjektivität ist das 3. Kap. über die Ordnungen ausgeführt. III: irdische und ewige

Wirklichkeit: Jenseits, (lebendig dichte) Leiblichkeit, Landschaft, Einzelner und Ganzheit, Geschichte, zulaufend auf das Bewußtsein vom Ewigen bei allem.

Damit erreicht die Erörterung eine neue Ebene: IV. Das innere Geschehen in diesem Werk. 1. Die Bewegung, vom Wanderungsgeschehen bis zur Bewegung der Erfülltheit im letzten Canto. 2. Die bewegenden Kräfte: *intelletto, memoria, volonta; mente, cuore, occhio* (einzelnes immer wieder nur skizzenhaft: Ferne, Weg, Nähe, Kraft des Aufstiegs (von der Mühsal im Erdschacht über die Gewichtsminderung am Läuterungsberg bis zum himmlischen Erhobenwerden), Gnade. V. Die Boten und Führer. Wichtig ist Guardini die ekklesiologische Kette der Helfer: Maria schickt Lucia zu Beatrice, die Vergil zu Dante – bis sie selbst das Geleit übernimmt, das sie schließlich an Bernhard abgibt. Nach zehn Seiten zu Vergil sind es doppelt so viele zu Beatrice, wobei Guardini entschieden auf ihrer konkreten Geschichtlichkeit besteht. Es folgen Status, die Engel (in den drei Reichen), schließlich Bernhard von Clairvaux, ehe der Teil mit einer Skizze zu Maria schließt.

Summa et scopus der sechste Teil: Das Religiöse, Christus, Gott. Er setzt noch einmal (Kap. 1) mit dem Blick auf „Weltbild und Wanderung“ ein, eigens mit dem Paradox befaßt, daß die Mitte der Welt der eisige Ort des Bösen bildet; er handelt vom sittlich-religiösen Sinn dieses Weltbilds, von (beides nur Skizzen) religiösen Symbolen und Akten, um so (Kap. 5) zum Bild Jesu im Gedicht zu kommen. Abwesend im Inferno, wird er sodann in großen Bildern gegenwärtig: der Greif im irdischen Paradies, die Kreuzesvision im Mars, und der Triumphzug im Kristallhimmel; Zielgeschehen des ganzen Werks ist der Aufgang des Menschengesichts im zweiten Kreis der Trinität. 6. Die Vorstellung von Gott: ordnungsmächtig, Schöpfer, Richter, heiliges Licht, ewige Liebe, höchstes Gut, reine Schönheit, einfach und enthoben. Zum Schluß („auszuführen“): Die Personaltät Gottes und sein dreieiniges Leben.

Wer Guardini kennt, dem zeigt schon diese Aufzählung, daß man hier allenthalben auf seine Themen und Thesen trifft, in der gewohnt klar-schönen Sprache, auch – vorlesungsgemäß – Wiederholungen nicht scheuend, zumal da sie (ausgenommen die Doublette zum Welt-Mitte-Paradox) nie einfach Wiederholungen sind, sondern eher Wiederaufnahmen im Spiralgang. Beiläufig gibt es reizvolle Zusammenfassungen, wie etwa auf S. 225 zum Thema Spiel oder auf S. 447 zum Lächeln (Rilke!), oder auf S. 385 f. einen kritischen Seitenblick auf den Faust. Eindrücklich, wie der große Lehrer seine Hilflosigkeit angesichts der Verdammung von benannten Menschen, zum Teil Zeitgenossen, durch Dante bekennt (140–142, 425 ff.). Sinnvoll war die Entscheidung, die Werk-Stellen nicht auszudrucken, die Guardini aus einer seiner Ausgaben vorgetragen hat. Das Buch hätte den doppelten Umfang erreicht, und der Leser sollte ohnehin die „Commedia“ selbst mit auf dem Schreibtisch haben.

Den Editoren ist für ihre Sorgfalt zu danken (59²² fehlt m. E. nichts: ...wenn jemand [stumm stehen müßte], müßten...; 152 Abs. 2, Z. 3: beziehen [analog zur Korrektur 56]). Zwei Fehler seien angesprochen, der eine zur Verbesserung bei einer Folgeauflage: Auf S. 115 können die senkrechten Striche auf dem Beiblatt nicht stimmen. Richtig ist in der ersten Spalte die erste volle Terzine gekennzeichnet; in der zweiten Spalte (Reime) gehören zum ersten (2/3) Ternar die beiden a (der Strich zum zweiten a müßte also einen Tab nach links), zum zweiten (1. vollständigen) Ternar die drei b (hier ist also der erste Strich um einen Tab nach rechts zu setzen – und beim c zu streichen). Ähnlich wäre in der letzten Spalte der Strich vom c um eins hinauf zum d zu rücken, um für den Leser hilfreich zu sein.

Die zweite Rückfrage richtet sich an Guardini selbst, zu seiner Auslegung der Wagen-Vision im irdischen Paradies (319 f.). Er spricht durchgehend von den Schreibern der biblischen Bücher, die hier gemeint seien, während die zwar einbezogen, doch eigentlich die Bücher selbst versinnbildet werden. So stellen die vier Wesen die Evangelien dar; dann, hinter dem Wagen (der Kirche), den die vier und drei Tugenden begleiten, die zwei Greise die Paulus-Briefe und – nicht Petrus, sondern „alcun de' famigliari / di quel sommo Ipocrate“ (Purg 29, 136 f.): also Lukas – die Apg; schließlich – vor dem schlafenden Klugen (= Offb) „vier bescheidenen Aussehens“, die wiederum kaum „die Verfasser der kleineren Schriften des Neuen Testaments“ sein dürften (außer Jakobus, Judas, Petrus nochmals Johannes [hier wäre Petrus doppelt]), sondern diese (vier Briefe [„corpora“]) selbst.

Bei Ausführungen zum Emyreum charakterisiert Guardini in einer Fußnote Dante mit Worten, die man zugleich als Kern einer Selbstanzeige des Buchs lesen kann; so seien sie hier ans Ende gestellt (446): „Es ist ganz falsch, in ihm nur einen eklektischen Scholastiker, oder einen Adepten der provenzalischen Liebesmetaphysik zu sehen. Er ist ein echter und großer Denker, einer von denen, welche den platonischen Idee- und Erosgedanken christlich eingearbeitet haben. Nur muß man, wenn man den Reichtum seiner Gedanken finden will, ihn nicht nur in ausdrücklichen Aussagen suchen, sondern auch in den Dingen, Personen, Geschehnissen, Örtlichkeiten, wie auch in der ganzen Konstruktion seiner Dichtung.“

J. SPLETT

3. Systematische Theologie

VERWEYEN, HANSJÜRGEN, *Gottes letztes Wort*. Grundriß der Fundamentaltheologie. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Regensburg: Pustet 2000. 488 S., ISBN 3-7917-1692-1.

Im Vorwort verwarft sich der Autor heftig gegen die Deutung seiner zum erstenmal 1991 erschienenen Fundamentaltheologie als „Versuch einer philosophischen Letztbegründung des Glaubens“ (9). Er will vielmehr den ausschließlich im Hören begründeten Glauben an die Letztgültigkeit der Selbstmitteilung Gottes in Jesus Christus in dem Sinn rational verantworten, daß nichts an ihm der Infragestellung durch die kritische Vernunft entzogen zu werden braucht. Zu diesem an sich löblichen Zweck meint der Autor: „Damit mich als freies sittliches Wesen eine letztgültige Offenbarung Gottes unbedingt in Anspruch nehmen kann, muß ich zunächst einmal prinzipiell im Stande sein, philosophisch autonom einen unhinterfragbar gültigen Begriff von Sinn zu bilden.“ (154) Alles andere scheint er für Extrinsezismus zu halten (64), den er dahingehend charakterisiert, daß der Glaube dann nicht wirklich verstanden werde, sondern nur Einwände gegen ihn widerlegt würden. Mir scheint, daß der Autor damit doch den Versuch unternimmt, den Glauben in den Rahmen der Vernunft einzuordnen und sozusagen als prinzipiell (wenngleich noch nicht faktisch) möglich zu entwerfen. Er schreibt, es gehe „um den *Vorbegriff* von Sinn (Erträumen der Botschaft), der für die menschliche Existenz konstitutiv sein muß, wenn Offenbarung als sinnerschließend vernommen werden soll“. (36) Aber bedeutet die christliche Botschaft nicht die Verkündigung von etwas, „was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist“ (1 Kor 2,9)? Diese Fundamentaltheologie krankt meines Erachtens trotz oder gerade wegen ihrer unübersichtlichen Länge an einer Reihe verdrängter bzw. überhaupt nicht gestellter Fragen. Es gibt übernatürliche Voraussetzungen des Glaubens, die nur rückschauend vom Glauben her erkannt werden können (insbesondere unser „in Christus Geschaffensein“), ohne die aber ein verstehbarer Begriff von göttlicher Selbstmitteilung gar nicht gebildet werden kann. Anstatt den Glauben als etwas plausibel machen zu wollen, was „man von sich aus versteht“, scheint es mir sachgemäßer, die Illusion einer solchen Plausibilität zu bestreiten und die christliche Botschaft daraufhin zu befragen, wie nur sie selbst angesichts der Einwände gegen sie durch ihren konkreten Inhalt „sich von sich aus verständlich“ machen kann. Der Autor hält meine Auffassung jedoch für eine „enge Sicht philosophischer Möglichkeiten im Hinblick auf das Offenbarungswort“ (63), ohne sich in irgendeiner Weise mit den Gründen dafür (aus dem Nichts Geschaffensein als einseitige Relation des Geschaffenen auf Gott; es ist nicht möglich, mit Gott zu argumentieren) zu befassen. Es dürfte übrigens auch völlig unzutreffend sein, daß der vermeintliche Popanz des von ihm bekämpften „Extrinsezismus“ im Offenbarungsverständnis im Ersten Vaticanum „voll zur Ausprägung“ gekommen sei (ebd.). Im Ersten Vaticanum geht es um etwas anderes: natürliche Gotteserkenntnis besteht darin, die eigene Geschöpflichkeit mit Vernunft zu erkennen. Sie muß deshalb an der Welt ablesbar sein, weil wir genau in dem Maß, in dem wir sind, geschaffen sind. Demgegenüber besteht die übernatürliche Gotteserkenntnis in der Erkenntnis seiner Gnade, der Liebe Gottes zu uns und damit unserer Gemeinschaft mit ihm. Diese hat nicht ihr Maß an der Welt und kann deshalb